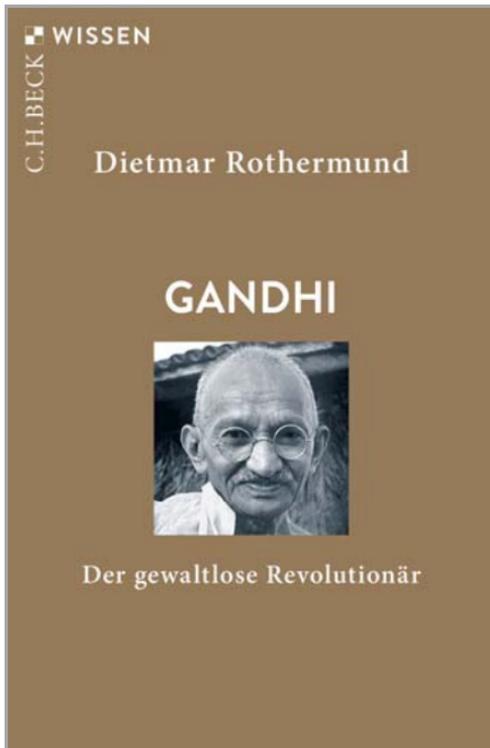


Unverkäufliche Leseprobe



Dietmar Rothermund
Gandhi

Der gewaltlose Revolutionär

2019. 128 S., mit 5 Abbildungen
ISBN 978-3-406-73996-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/28457630>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Die Idee des gewaltlosen Widerstands ist seit dem indischen Unabhängigkeitskampf fest mit dem Namen Gandhi verbunden. Durch seine gewaltfreien Aktionen gegen die britische Herrschaft erwarb sich Mahatma Gandhi weit über Indien hinaus bis heute Glaubwürdigkeit und Autorität. Dietmar Rothermund schildert das Leben Gandhis von seiner Kindheit und Jugend in einer indischen Kleinstadt über sein Jurastudium in London, die prägenden zweiundzwanzig Jahre als Anwalt in Südafrika und seinen Einsatz im indischen Freiheitskampf bis zu seiner tragischen Ermordung kurz nach der Erlangung der indischen Unabhängigkeit. Wenn Gandhi gefragt wurde, was er der Welt mitzuteilen habe, sagte er, sein Leben sei seine Botschaft. Diese kurze Biographie will zum Verständnis dieser Botschaft beitragen.

Dietmar Rothermund ist Professor em. für die Geschichte Südasiens am Südasiens-Institut der Universität Heidelberg, das er viele Jahre leitete. Er ist Fellow of the Royal Historical Society, London, und war Vorsitzender der European Association of South Asian Studies. Zahlreiche, in viele Sprachen übersetzte Veröffentlichungen haben ihn international bekannt gemacht. Bei C.H.Beck erschien u. a. «Geschichte Indiens» (mit Hermann Kulke, 5. Aufl. 2018).

Dietmar Rothermund

GANDHI

Der gewaltlose Revolutionär

C.H.Beck

Mit 5 Abbildungen (© Associated Press, AP) und 1 Karte

Der Autor dankt dem Kartographen des Südasien-Instituts der Universität Heidelberg, Herrn Niels Harm, für diese Karte, die British-Indien mit den Wirkungsstätten Gandhis zeigt.

Die 1. Auflage dieses Buches erschien 2003 unter dem Titel «Mahatma Gandhi» in der Reihe C.H.Beck Wissen.
2., durchgesehene Auflage. 2011

3., durchgesehene Auflage. 2019

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2003
www.chbeck.de

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Reihengestaltung Umschlag: Uwe Göbel (Original 1995, mit Logo),
Marion Blomeyer (Überarbeitung 2018)

Umschlagabbildung: © Wallace Kirkland/Time Life Pictures/
Getty Images

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 73996 5



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

I. Gandhi:	
«Die Wahrheit transzendiert die Geschichte»	7
II. Der junge Gandhi:	
Von Gujarat nach London	11
1. Kindheit in Gujarat	11
2. Ein «Gentleman» in London	14
III. Prägende Jahre in Südafrika	18
1. Der Kuli-Anwalt	18
2. Der Ursprung des Satyagraha	26
IV. Einsatz im indischen Freiheitskampf	33
1. Begegnungen mit den indischen Bauern	33
2. Die Kampagne der Nichtzusammenarbeit	41
3. Die Botschaft des Spinnrads	50
4. Die Bedeutung der Steuerverweigerungskampagne in Bardoli	55
V. Vom Salzmarsch zum Runden Tisch	62
1. Die symbolische Revolution	62
2. Der Pakt mit dem Vizekönig	67
3. Die Konferenz am Runden Tisch	73
4. Das Fasten für die Unberührbaren	78
VI. Der Mahatma und die Kongresspartei	83
1. Gandhis Abschied vom Kongress	83
2. Der Sturz eines Rivalen	89
3. Der Zweite Weltkrieg	91
4. «Tat oder Tod»	94

VII. Der einsame Mahner	97
1. Jinnah und Pakistan	97
2. Die Herausforderung durch die Atombombe . . .	103
3. Teilung und Tod	108
VIII. Das ausgeschlagene Erbe	116
Zeittafel	121
Literaturhinweise	123
Register	125

Hinweise für den Leser

Die Schreibweise der indischen Wörter richtet sich nach der gegenwärtig in Indien gültigen Umschrift in englischer Sprache (z. B. Panjab) und nicht nach der älteren englischen Umschrift (Punjab), bei der das «u» das kurze «a» bezeichnete (in Analogie zum englischen Wort «but»). Die englische Schreibweise indischer Städtenamen ist in jüngster Zeit korrigiert worden. Statt der älteren englischen Bezeichnungen, die auf Hörfehlern und Vereinfachungen beruhten, wurde hier die korrigierte Schreibweise übernommen, d. h. Mumbai statt Bombay, Varanasi statt Benares usw. Im Register wurde jeweils die alte Schreibweise in Klammern hinzugefügt.

I. Gandhi: «Die Wahrheit transzendiert die Geschichte»

Im Gefängnis wurde Gandhi ein eifriger Leser. Im Jahre 1922 widmete er vier Monate dem indischen Nationalepos *Mahabharata*. Er gestand ein, dass er es bisher gemieden hatte, weil er es für eine Hymne auf Krieg und Gewalt hielt. Erst jetzt verstand er seine tiefere Bedeutung. Er las damals auch bedeutende Werke der europäischen Geschichtsschreibung. Aber der Autor des *Mahabharata* stand ihm näher als die europäischen Historiker. Er schrieb darüber in seiner Zeitschrift *Young India*:

«Ich glaube an das Sprichwort, dass die Nation die glücklichste ist, die keine Geschichte hat. Es ist meine Lieblingstheorie, dass unsere Hindu-Ahnen das Problem für uns dadurch gelöst haben, dass sie die Geschichte, so wie sie heute verstanden wird, ignoriert haben, indem sie auf einem Fundament unbedeutender Ereignisse das Gebäude ihrer Philosophie errichteten. Das gilt für das Mahabharata ..., sein unsterblicher, aber unbekannter Autor blendet gerade genug Übernatürliches in seine Erzählung ein, um dich zu warnen, dass du ihn nicht etwa buchstäblich beim Wort nimmst. (Die europäischen Historiker) bemühen sich unnötig darum, dir zu sagen, dass sie nur Tatsachen und nichts als die Tatsachen berichten ... Namen und Formen sind unwesentlich, sie kommen und gehen. Das, was dauerhaft und daher notwendig ist, entgeht dem Historiker, der nur Ereignisse schildert. Die Wahrheit transzendiert die Geschichte.»

Gandhis Behauptung, dass die Wahrheit die Geschichte transzendiere, hat eine tiefere Bedeutung als die, die sie in diesem Bericht über seine Lektüre zu haben scheint. Die Suche nach der Wahrheit stand im Mittelpunkt von Gandhis Leben, aber dies war nicht die Wahrheit, die sich mit den Methoden kritischer Gelehrsamkeit ergründen lässt. Für ihn musste sich die Wahr-

heit in wohlbedachter Aktion, die durch ein Gelübde unterstützt wurde, bewähren. Er sagte: «Die Wahrheit ist der Inbegriff des Gelübdes.» Damit knüpfte er an die alte indische Vorstellung vom *satyakriya* (wahrmachen) an, doch er verwendete dieses alte Wort nicht, weil er es vermutlich nicht kannte. Das Prinzip des Wahrmachens war ihm aber vertraut, weil er die indische Tradition bereits von früher Jugend an in sich aufgenommen hatte. Hätte er das Wort gekannt, so hätte er es vielleicht statt des Neuwortes *satyagraha* (Festhalten an der Wahrheit) verwendet, das er selbst prägte. In alten indischen Texten bezieht sich *satyakriya* auf eine Art Gottesurteil, wobei der Betreffende einen Eid auf ein Geheimnis schwört, das nur ihm selbst bekannt ist. Die Wahrheit, die hier gemeint ist, bewährt sich also gerade nicht dadurch, dass andere sie bestätigen können, sondern dadurch, dass Gott sie kennt. Der vedische Gott Varuna bestrafte unerbittlich jeden, der einen Meineid leistete. Dieser Strafe setzte man sich also beim *satyakriya* bewusst aus.

Gandhi war nicht an der Geschichte als solcher interessiert und betonte, dass er sich nicht durch sie geprägt fühlte. Wenn die Wahrheit die Geschichte transzendierte, dann bot sie einen archimedischen Punkt außerhalb der Geschichte, von dem aus man auf den Gang der Ereignisse Einfluss nehmen konnte. Sie war wie der Polarstern, den man im Auge behielt, wenn man nachts auf stürmischer See unterwegs war. Das nautische Instrument, das einem half, den rechten Kurs zu halten, war das Gelübde. Dieser Zugang zur Wahrheit war ein individueller; wenn Gandhi Massenkampagnen plante, so konnte er sie nur als Summe individueller Entscheidungen konzipieren. Er war grundsätzlich gegen alle Theorien, die das menschliche Schicksal als Produkt kollektiver Kräfte deuten. Der historische Materialismus war ihm ebenso fremd wie die «unsichtbare Hand», die nach wirtschaftsliberaler Auffassung die Kräfte des Marktes lenkt. Jene, die an solche Theorien glauben, haben zwei Optionen, sie können entweder im Vertrauen darauf handeln, dass die Geschichte auf ihrer Seite ist, oder aber abwarten, bis die Geschichte sich auch ohne ihr Zutun bewegt. Beide Optionen waren für Gandhi irrelevant, denn er glaubte an die bewusste

individuelle Handlung, für die man bereit war, die persönliche Verantwortung zu übernehmen. Paradoxerweise ermöglichte es Gandhi gerade die Gleichgültigkeit gegenüber der Geschichte, selbst «Geschichte zu machen». Das bedeutete freilich auch eine Unbeugsamkeit, die viele, die es mit ihm zu tun hatten, schwer ertragen konnten und die solche, die seine Handlungen im Nachhinein zu interpretieren versuchten, verwirrte, weil sie sich dabei auf Theorien bezogen, die ihn nicht betrafen. Wer ihn als Verräter der Revolution sah, als Vertreter bestimmter Interessen einstufte oder als einen Mann betrachtete, der vorgab, gegen den Imperialismus zu kämpfen, und doch dazu beitrug, seine Herrschaft zu verlängern, der interpretierte Gandhi nicht nach dessen eigenen Maßstäben, sondern zwang ihn in das Prokrustesbett ideologischer Vorurteile.

Aber bei aller Unbeugsamkeit und Gesinnungsethik vergaß Gandhi niemals seine Umgebung. Er wollte Menschen beeinflussen, daher musste er versuchen, sie zu verstehen. Er wirkte in einem politischen Umfeld und musste es beachten. Er tat all dies, aber nicht so wie ein politischer Theoretiker, sondern als unermüdlicher Beobachter. Er hielt Verbindung zu unzähligen Menschen und zeigte persönliche Anteilnahme an ihren Sorgen und Nöten. So sammelte er unwillkürlich viele Informationen und testete die Wirkungen seiner Aktionen. Oft kamen ihm Kontakte, die er ohne jede eigennützige Absicht hergestellt hatte, später zugute und halfen ihm auf überraschende Weise.

Solche Kontakte und Begegnungen gehörten zu dem verwirrenden Wechselspiel zufälliger Ereignisse, aus dem die Geschichte besteht. Aber Gandhi hatte eine geradezu magnetische Wirkung auf dieses Feld der Ereignisse. Er gab dem Fluss der Ereignisse eine Richtung. Selbst ein Hellseher ist nicht unfehlbar und kann im täglichen Leben Fehler machen. So machte auch Gandhi, der auf die Wahrheit baute, Fehler – sogar solche «von der Größe des Himalaya», wie er selbst eingestand. Politiker gestehen meist keine Fehler ein, sondern versuchen, sie zu vergessen, und hoffen, dass andere es auch tun. Für solche Politiker waren Gandhis Geständnisse peinlich. Der Biograph ist freilich für solche Selbstkritik dankbar, sie erleichtert seine Ar-

beit. Doch darf er sich nicht darauf verlassen. Gandhi machte nämlich auch Fehler, die er nicht als solche bemerkte und eingestand. Ein solcher Fehler war sein Entschluss, sich der Khilafat-Bewegung zu widmen, obwohl er kaum etwas über sie wusste. Ein anderer Fehler war es, dass er seinen Gegenspieler Jinnah immer wieder unterschätzte und ihn dadurch dazu zwang, Dinge zu tun, die Jinnah von sich aus nicht getan hätte. Man könnte auch rügen, dass Gandhi in den letzten Jahrzehnten seines Lebens wenig Zeit darauf verwandte, Satyagrahis zu trainieren, und stattdessen auf die Wirkung seines spektakulären Fastens vertraute, das nur vorübergehend Erfolg hatte, aber seine Gefolgsleute zu Zuschauern degradierte und sie nicht auf eigenständige politische Leistungen vorbereitete.

Gandhi sagte: «Mein Leben ist meine Botschaft.» Dieser Hinweis sollte jeden dazu bewegen, sein Leben zu studieren, aber nicht nur seine Höhepunkte. Gandhis Größe kann man nur dann richtig einschätzen, wenn man ihn im Kontext seiner Zeit sieht, im Konflikt der Entscheidungen, die notwendig aufgrund unzureichender Informationen getroffen werden mussten. Wie er sich so im Leben bewährte, war in der Tat bemerkenswert.

II. Der junge Gandhi: Von Gujarat nach London

1. Kindheit in Gujarat

Mohandas K. Gandhi wurde am 2. Oktober 1869 in Porbandar, Gujarat, geboren. Sein Vater Karamchand war Premierminister eines kleinen Fürstenstaats. Von solchen Fürstenstaaten gab es über fünfhundert, die wie Insekten im Bernstein von Britisch-Indien umschlossen waren. Die britischen Kolonialherren hatten überall dort, wo es nicht viel zu holen gab, einheimische Fürsten in Amt und Würden belassen und sie nur einer indirekten Herrschaft unterworfen. In der Innenpolitik genossen sie weitgehende Autonomie. So war auch Gandhis Vater als Premierminister in dem kleinen Staat ein mächtiger Mann. Doch die Atmosphäre dieses Staates war für den jungen Gandhi erdrückend. Das Kommen und Gehen im Hause des Vaters, das ständige Flüstern und Intrigieren ödeten ihn an. Erst später, als der Vater die Position eines Richters am Fürstengericht in Rajkot einnahm, konnte er ihn von ganzem Herzen bewundern. Karamchand Gandhi war ein aufrechter und ehrlicher Mann, er besaß keine reguläre Schulbildung, aber viel Erfahrung und hatte einen ausgeprägten Gerechtigkeitsinn. Das Gericht, dem er angehörte, war ein Tribunal, das Streitigkeiten zwischen den Fürsten Kathiawars, dem Westteil Gujarats, schlichtete. Die Verfahrensweise dieses Tribunals bestand nicht aus Verhör und Urteil, es ging hier um Vermittlung und Schiedsgerichtsbarkeit. Mohandas Gandhis Gerechtigkeitsempfinden wurde zutiefst von dieser Arbeit seines Vaters in Rajkot geprägt.

Der andere entscheidende Einfluss auf den jungen Gandhi war der der frommen Mutter, die oft Gelübde ablegte, die sich auf das Fasten und andere religiöse Praktiken bezogen. Gandhi bewunderte die fröhliche Disziplin, mit der die Mutter diesen Gelübden folgte. Die Rolle, die Gelübde in seinem späteren Le-

ben spielen sollten, wurde auf diese Weise vorgezeichnet. Zugleich wurde Gandhi sowohl von dem volkstümlichen Vaishnavismus, der in dieser Gegend Gujarats vorherrschte, als auch von dem strengen Jainismus geprägt, der hier seit alter Zeit fest verankert war. Der Vaishnavismus ist jene Form des Hinduismus, bei der Vishnu als höchster Gott angesehen wird. In seiner volkstümlichen Form betont er die hingebungsvolle Andacht, das Gebet und die Frömmigkeit. Der Jainismus ist eine Lehre die zeitgleich mit dem Buddhismus im 6. Jahrhundert vor Christus in Ostindien entstand und sich von dort in den Süden und Westen des Landes verbreitete. In der Philosophie des Jainismus sind Geist und Materie miteinander verbunden und nicht getrennt wie in anderen philosophischen Systemen. Einige der Vorstellungen Gandhis, die westlichen Beobachtern seltsam erschienen, gingen auf diese Philosophie zurück. Dass das individuelle physische Verhalten metaphysische Konsequenzen habe, wurde von ihm ganz selbstverständlich vorausgesetzt. Er hatte diese Ideen in seiner Jugend aufgenommen und kommentierte sie später nicht. Aber einige seiner scheinbar irrationalen Bemerkungen ergeben einen Sinn, wenn sie im Lichte dieser andersartigen Rationalität gesehen werden. In einem ganz primitiven Sinn entsprach dieser Rationalität die Ansicht, dass das Fleischessen der Grund dafür war, dass die Briten die vegetarischen Hindus beherrschen konnten. Gandhi machte daher als Knabe einige Experimente mit dem Fleischessen, obwohl ihm Fleisch überhaupt nicht schmeckte.

Die Welt der Briten war übrigens buchstäblich meilenweit entfernt von der des kleinen Fürstenstaats, in dem Gandhi aufwuchs. Nur in der Schule drängte sich ihm die englische Unterrichtssprache auf, die ihm gar nicht gefiel. Er sagte später einmal, dass er Fächer wie Mathematik sicher viel rascher begriffen hätte, wenn sie ihm in der Muttersprache beigebracht worden wären. Sein Englisch blieb bis zum Ende seiner Schulzeit recht mäßig. Später meisterte er die englische Sprache in Wort und Schrift auf vorbildliche Weise, aber er hielt sie nach wie vor für etwas, das die Kolonialherren den Indern aufgezwungen hatten und das ihnen mehr schadete als nutzte. Er glaubte, dass diese

Sprache ihre geistigen Fähigkeiten einengte und sie dazu verführte, zu wiederholen, was andere ihnen sagten, statt für sich selbst zu denken. Er verurteilte ganz besonders jene Inder, die die gleiche Muttersprache hatten, aber dennoch Englisch miteinander sprachen, weil sie das für «gebildet» hielten. Die Liebe zu seiner Muttersprache Gujarati verlor er nie. Selbst als er schon viel auf Englisch veröffentlicht hatte, schrieb und publizierte er weiterhin auch auf Gujarati.

Der indische Nationalismus, der in der Gründung des Nationalkongresses im Jahre 1885 in Mumbai (Bombay) seinen Ausdruck fand, als Gandhi das College in Bhavnagar besuchte, beeindruckte ihn damals noch nicht. Wäre er als Sohn eines westlich gebildeten Vaters in Mumbai aufgewachsen, dann hätte er von diesem neuen Phänomen, das die Bildungsschicht begeisterte, sicher viel gehört. Aber die Fürstenstaaten Gujarats standen der Entwicklung in Britisch-Indien fern und behielten diese Distanz noch lange bei. So gesehen war es eine ganz ungewöhnliche Entscheidung der Familie Gandhi, den jungen Mohandas zum weiteren Studium nach England zu senden. Die Familie war der Meinung, dass mindestens einer von ihnen der Karriere des einige Jahre zuvor verstorbenen Karamchand folgen sollte. Zukünftig, so sagte man sich, würde es kaum möglich sein, eine solche Stellung ohne einen in England erworbenen akademischen Grad zu erlangen. Die Entscheidung fiel den Gandhis nicht leicht. Die Tatsache, dass Mohandas bereits verheiratet war und seine junge Ehefrau Kasturba und ihr Baby daheim lassen musste, spielte dabei keine Rolle, sie würden in der Großfamilie gut aufgehoben sein. Aber Gandhis Mutter fürchtete, dass der junge Mann den unmoralischen Einflüssen des Westens erliegen würde, und ließ ihn daher gar nicht gern ziehen. Schließlich ließ sie ihm von einem Jainmönch ein Gelübde abnehmen, dass er auf Fleisch, Alkohol und Frauen verzichten werde, erst dann durfte er nach London reisen. Er hatte sich inzwischen ganz und gar mit diesem Reiseplan identifiziert und brannte darauf, in London zu studieren. Das Gelübde, das er vor der Abreise ablegte, war sein erstes, es sollten später noch viele andere folgen.

2. Ein «Gentleman» in London

Als der junge Gandhi in London ankam, fühlte er sich gar nicht wohl. Sein Englisch war noch sehr bescheiden, und der weiße Flanellanzug, den er trug, als er an einem kühlen Oktobertag das Schiff verließ, erschien ihm nun als sehr unpassend. In Rajkot hatte er Briten in solchen Anzügen herumlaufen sehen, aber niemand hatte ihm gesagt, dass sie sie nicht daheim in der kalten Jahreszeit trugen. Er versuchte, sich so schnell wie möglich den Sitten und Gebräuchen der britischen Gesellschaft anzupassen. In seiner Autobiographie «Meine Experimente mit der Wahrheit» verurteilte er später seine Bemühungen darum, Französisch sprechen und Geige spielen zu lernen, Tanzstunden zu nehmen, teure Anzüge zu tragen und mit der Kutsche zu fahren, statt zu Fuß zu gehen. Der Leser der Autobiographie gewinnt den Eindruck, dass all dies nur Launen eines extravaganten jungen Mannes waren, denn als solche schildert sie Gandhi. Aber all diese Bemühungen hatten einen gemeinsamen Nenner: Gandhi bemühte sich nach Kräften darum, ein «Gentleman» zu werden.

Die Gesellschaft des spätviktorianischen England war sehr klassenbewusst und zugleich überaus offen. Wer sich den Lebensstil eines «Gentleman» leisten konnte, wurde als solcher akzeptiert, solange er die Spielregeln beachtete. Gandhi war sozusagen ein männliches Gegenstück der «fair lady», die von Professor Higgins trainiert wurde. Er gab zwar bald einige der oberflächlichen Umgangsformen des «Gentleman» auf, aber er bemühte sich eifrig um die Verbesserung seiner Englischkenntnisse. Er las täglich die *Daily News*, den *Daily Telegraph* und die *Pall Mall Gazette*. Der englische Journalismus seiner Zeit hatte einen hohen Standard. Die *Pall Mall Gazette* war die führende liberale Zeitung. John Morley war bis 1883 ihr Chefredakteur gewesen, und zur Zeit, als Gandhi sich in London aufhielt, war es W. T. Stead, den Gandhi ganz besonders respektierte. Stead hatte eine neue Art der Berichterstattung eingeführt. Er diskutierte soziale Probleme und berichtete über neue Bewegungen, so etwa über Madame Blavatskys Theosophie oder Wil-

liam Booths Heilsarmee. Gandhi sollte später einer der bedeutendsten Journalisten des 20. Jahrhunderts werden, der fast täglich Berichte schrieb. Er verdankte viel dem Beispiel des britischen Journalismus, den er in seinen Londoner Jahren kennen und schätzen gelernt hatte.

Das britische politische Leben wandelte sich in diesen Jahren auf entscheidende Weise. Gladstones Liberalismus war ins Abseits geraten. Er hatte seine wichtigsten Leistungen vollbracht. Wirtschaftswachstum und der Sieg der bürgerlichen Demokratie wurden nun als gegeben hingenommen. Doch die Liberalen hatten keine Antworten auf die dringenden Fragen der Zeit. Sie konnten weder zur Stützung des britischen Imperialismus beitragen noch den sozialen Wandel bewältigen, der sich aus dem Rückgang der Bedeutung der Landwirtschaft und dem Aufstieg der Industrie ergab. Gladstone war 1885 von der britischen Niederlage im Sudan empfindlich getroffen worden, und als er 1886 die Autonomie Irlands zu seinem Programm machte, verlor er vollends die Unterstützung der Wähler. Die Konservative Partei hatte einen neuen Aufschwung erlebt, und als Gandhi sich in London aufhielt, stand der konservative Premierminister Lord Salisbury auf der Höhe seiner Macht. Die Liberale Partei hatte sich über die irische Frage zerstritten. Gespalten bedeutete sie für Salisbury keine ernsthafte Herausforderung. Stattdessen kamen zu jener Zeit neue politische Kräfte auf, die sich später in der Labour Party zusammenfanden. Der Aufstieg dieser Partei war jedoch zu jener Zeit noch nicht absehbar. Es gab einen Wirrwarr von Reformbewegungen aller Art. Anarchisten, Vegetarier, Kommunisten und Sozialisten warben um die Gunst des Publikums. Zugleich wies der Streik der Dockarbeiter von 1889 auf die wachsende Bedeutung der Gewerkschaften hin. Gandhi verfolgte diesen Streik sehr aufmerksam, doch ihn beeindruckten weniger die Gewerkschaftsführer als der große Vermittler, Kardinal Manning, der zur Beilegung des Streiks beitrug. Als der Gujarati-Dichter Narayan Hemchandra Gandhi in London besuchte, berichtete ihm Gandhi über den Streik und die Rolle Mannings. Hemchandra bestand darauf, Manning zu treffen. Gandhi, der zu schüchtern gewesen wäre, für sich selbst um ein

Interview zu bitten, arrangierte es für Hemchandra und begleitete ihn als Dolmetscher.

Hemchandra war nur ein durchreisender Gast, aber es gab da noch einen anderen Landsmann Gandhis in London, der einen bleibenden Eindruck auf ihn machte: Dr. Pranjivan Mehta. Der gute Doktor hatte Gandhi bei seiner Ankunft in London empfangen und war sein väterlicher Freund geworden. Er hatte Jura und Medizin studiert und war nicht nur ein perfekter «Gentleman», sondern auch ein eindrucksvoller Intellektueller, mit dem Gandhi alle Fragen diskutieren konnte. Ebenso wichtig für Gandhi waren die Gespräche mit den Brüdern Bertram und Archibald Keightley, die ihn in die Theosophie einführten und ihm viele Fragen über seine eigene Religion stellten. Gandhi war als Hindu in der lebendigen Tradition seiner Heimat aufgewachsen, aber hatte sie nie bewusst reflektiert. Dazu wurde er nun durch die Fragen der Keightleys gezwungen. Sie waren sehr belesen und luden Gandhi ein, die *Bhagavadgita* und andere Hindu-Schriften mit ihnen zu studieren. Durch sie lernte er auch Madame Blavatsky und ihre neue Schülerin, die irische Sozialistin Dr. Annie Besant, kennen, die sich 1889 der Theosophischen Gesellschaft angeschlossen hatte. Es wäre gar nicht überraschend gewesen, wenn auch Gandhi nun dieser Gesellschaft beigetreten wäre. Aber er stand wohl einigen der recht esoterischen Lehren Blavatskys eher skeptisch gegenüber.

Es gab da aber eine andere Bewegung, der sich Gandhi mit großer Begeisterung anschloss: die Vegetarische Gesellschaft. Er hatte Henry Salts Buch *A Plea for Vegetarianism* gelesen, das ihn sehr beeindruckt hatte. Bisher war er nur aufgrund seiner Herkunft Vegetarier gewesen und wegen des Schwurs, den er vor seiner Reise nach England hatte leisten müssen. Nun aber wurde er Vegetarier aus Überzeugung. Salt lieferte ihm die Ideologie, die ihm bisher gefehlt hatte. Für Salt war der Vegetarismus nicht einfach nur eine Frage der gesunden Lebensführung, sondern stand in einem größeren Zusammenhang. Er schrieb später eine Biographie Henry Thoreaus, des amerikanischen Apostels des bürgerlichen Ungehorsams. Gandhi traf Salt nie, korrespondierte aber über drei Jahrzehnte mit ihm. Er war ihm

stets dankbar für die Hilfe, die seine Schriften, unter anderem, ihm in einer schwierigen Zeit seines Lebens bedeuteten. Die Vegetarische Gesellschaft wurde für Gandhi aber auch noch in anderer Hinsicht wichtig. Er wurde ihr Schriftführer und sammelte seine ersten Erfahrungen als Organisator und Journalist im Rahmen dieser Tätigkeit. Der junge «Gentleman» war ein begeisterter «Reformer» geworden – aber auch das passte zum Zeitgeist jener Jahre.

Neben allen diesen Tätigkeiten widmete sich Gandhi ernsthaft seinem Jurastudium. Er büffelte Latein, während seine Studienkollegen sich zumeist damit durchmogelten, dass sie sich Übersetzungen der betreffenden Texte besorgten. Gandhi war kein brillanter, aber ein sehr gewissenhafter Student, der seine Zeit in London gut nutzte. Nach drei Jahren hatte er sein Examen bestanden und konnte sich nun «Barrister» nennen, aber als er 1891 seine Praxis in Mumbai aufnahm, hatte er keinen beruflichen Erfolg. Er war viel zu schüchtern, um seine Mandanten vor Gericht überzeugend zu vertreten. Aber er konnte gut Petitionen verfassen und andere Schriftsätze erstellen. Damit verdiente er sich recht mühsam seinen Lebensunterhalt. Wäre ihm nicht der Zufall zu Hilfe gekommen, so hätte er wohl bis ans Ende seiner Tage auf solche Weise still und bescheiden gelebt. Doch ein muslimischer Händler aus Gujarat, der einem Geschäftsfreund in Südafrika einen Gefallen tun wollte, wurde auf Gandhi aufmerksam. Südafrika gehörte damals noch wie Indien zum britischen Weltreich, so konnte Gandhi als in London ausgebildeter Anwalt dort ohne weiteres praktizieren. Der Freund des Händlers war in einen Rechtsstreit verwickelt, in dem es um eine hohe Summe ging. Indische Rechtsanwälte gab es damals in Südafrika noch nicht, und die britischen Anwälte dort sahen auf indische Klienten herab und bemühten sich nicht besonders um sie. So bekam Gandhi das Angebot, diesen Fall zu übernehmen und nach Südafrika zu reisen.

III. Prägende Jahre in Südafrika

1. Der Kuli-Anwalt

Ursprünglich war Gandhis Entsendung nach Südafrika nichts anderes als eine zeitlich eng begrenzte Geschäftsreise. Er reiste 1893 ab und hätte noch im selben Jahr zurückkehren können. Doch – abgesehen vom gelegentlichen Heimaturlaub – sollte er 21 Jahre in Südafrika verbringen. Diese Jahre prägten ihn. Alles, was er später in Indien bewirkte, beruhte auf seiner südafrikanischen Erfahrung als Führer der indischen Minderheit, eine Rolle, in die er allerdings erst allmählich hineinwuchs.

Gandhis Bestimmungsort in Südafrika war Durban, die Hauptstadt der Provinz Natal, die von britischen Zuckerrohrpflanzern beherrscht wurde. Die dortige afrikanische Bevölkerung, die Zulus, waren nicht dazu zu bewegen, auf den Plantagen zu arbeiten – und die Sklaverei war schon lange abgeschafft. Deshalb waren die Plantagenbesitzer auf die Einfuhr indischer Kulis angewiesen, die sich vertraglich für fünf Jahre für eine Arbeit verpflichteten, die nicht viel besser als Sklavenarbeit war. Danach siedelten sie sich als freie Arbeitskräfte dort an. So war im Laufe der Zeit eine beträchtliche indische Bevölkerung zusammengekommen. Neben den «Kulis» gab es auch indische Händler und Handwerker, aber für die Briten waren alle diese Leute «Kulis» – und Gandhi war also ein «Kuli-Anwalt», der einzige, den es in Südafrika gab.

Die Gujarati-Händler, die sich dort angesiedelt hatten, waren meist Muslime und wegen ihrer Namen und ihrer Kleidung wurden sie von den unwissenden Briten für Araber gehalten. Sie ließen die Briten auch gern in diesem Glauben, denn so konnten sie sich von ihren indischen Landsleuten, den dunkelhäutigen Tamil-Kulis, absetzen. Von indischer Solidarität war also in Südafrika nichts zu spüren, sie wurde erst durch Gandhi heraufbeschworen. Doch das dauerte geraume Zeit. Zuerst begegnete

ihm sogar sein Mandant Dada Abdullah mit Misstrauen. Dem schuldete ein entfernter Verwandter in Prätoria 40000 Pfund, um deren Rückzahlung sich Gandhi bemühen sollte. Dada Abdullah fürchtete jedoch, dass Gandhi sich hinter seinem Rücken mit dem Schuldner auf einen Vergleich einigen könnte, der ihm zum Nachteil gereichen würde. Schließlich gelang es Gandhi in der Tat, einen Vergleich herbeizuführen, der jedoch Dada Abdullah voll zufrieden stellte. Gandhi riet beiden Parteien davon ab, einen teuren Rechtsstreit zu führen. Sie sollten lieber einen Schiedsspruch akzeptieren. Der Schiedsspruch ging zu Abdullahs Gunsten aus, und der zeigte sich großzügig, indem er einer Rückzahlung der Schulden in Raten zustimmte. Gandhi erwarb sich so das Vertrauen beider Parteien, aber nicht nur dies – er kam damit auch zu großem Ansehen bei allen Gujarati-Händlern Südafrikas. Darauf hatte er es bei seinem Vorgehen gar nicht angelegt. Er war nur so vorgegangen, wie er es aus der Praxis seines Vaters in Rajkot kannte.

Das Vertrauen des Prozessgegners Tyeb hatte er bei seiner Ankunft in Prätoria freilich zunächst auf eine Weise erworben, die gar nichts mit dem Prozess zu tun hatte. Gleich nach seiner Ankunft in Prätoria hatte er Tyeb darum gebeten, eine Versammlung der indischen Minderheit der Stadt einzuberufen, um über Fragen von gemeinsamem Interesse zu sprechen. Das war nicht etwa ein geschicktes Ablenkungsmanöver, sondern entsprang Gandhis persönlicher Betroffenheit. Er hatte auf der Fahrt nach Prätoria die Rassendiskriminierung am eigenen Leibe erfahren und war empört. Er wollte erreichen, dass die Inder sich dagegen gemeinsam zur Wehr setzten. Indem er zusammen mit Tyeb an dieser Aufgabe arbeitete, gewann er sein Vertrauen. So hatte er, ohne es eigentlich zu beabsichtigen, damit begonnen, sein südafrikanisches Netzwerk aufzubauen. Die Absicht, ein Netzwerk zu begründen, konnte er schon deshalb nicht haben, weil er ja mit einer baldigen Rückreise nach Indien rechnete. Doch diesem ersten Schritt auf dem Weg zur Stiftung indischer Solidarität sollten bald weitere folgen.

Als der dankbare Abdullah in Durban einen Abschiedsempfang für Gandhi gab, erfuhr Gandhi dort zufällig, dass die Inder

demnächst durch ein neues Gesetz ihres Wahlrechts beraubt werden sollten. Abdullah und seine Kollegen wussten darum, waren betrübt, aber gedachten nichts dagegen zu tun. Solange man ihre Geschäfte nicht beeinträchtigte, mochte ihnen das Wahlrecht egal sein. Doch Gandhi war davon überzeugt, dass man den Anfängen wehren und gegen den Verlust des Wahlrechts Widerstand leisten müsse. Das britisch geprägte Natal hatte bisher nicht solche Anzeichen der Rassendiskriminierung gezeigt wie das benachbarte, von Buren beherrschte Transvaal. Es lebten zu dieser Zeit rund 40000 Europäer und etwa ebenso viele Inder in Natal. Die Einwanderung kleiner europäischer Händler und Handwerker, die in direktem Wettbewerb mit den Indern standen, hatte das Klima auch in Natal verändert. Das Gesetz, das den Indern das Wahlrecht aberkannte, war ein Ausdruck dieses politischen Klimawechsels. Gandhi organisierte den Natal Indian Congress, der gegen das Gesetz protestierte, es letztlich aber doch nicht verhindern konnte. Aber die Organisation blieb bestehen und führte den Kampf um die Rechte der indischen Minderheit weiter.

Bisher hatte Gandhi nur im Kreise der Gujarati-Händler Ansehen und Einfluss gewonnen, doch wieder wollte es der Zufall, dass er auch bei den Tamil-Kulis überraschend berühmt wurde. Ein solcher Kuli war zu ihm gekommen und hatte ihm sein Leid geklagt. Kulis konnten es sich nicht leisten, Rechtsanwälte zu bezahlen. Jeder andere Anwalt hätte den Kuli wohl rasch vor die Tür gesetzt. Gandhi aber hörte sich geduldig an, was dieser ihm über seinen britischen Herrn berichtete, der ihn übel zugerichtet hatte. Er brachte den Kuli zu einem Arzt, der ihn behandelte und ein Attest ausstellte, das Gandhi einem Richter vorlegte. Der Brite hätte wegen Körperverletzung verurteilt werden können, aber das hätte das Problem des Kulis nicht gelöst. Gandhi handelte einen Kompromiss aus; der Kuli wurde einem anderen Herrn unterstellt, der ihn besser behandelte. Die Nachricht davon verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den Kulis, die von nun an große Stücke auf Gandhi hielten. Sogar die Zeitungen in der indischen Heimat der Kulis berichteten darüber. Wieder einmal war es Gandhi gelungen, sein südafrikanisches

Netzwerk auszubauen, ohne dies beabsichtigt zu haben. Doch nachdem er die Verbindung zu den Tamil-Kulis hergestellt hatte, bemühte er sich sogar darum, Tamil zu lernen.

Zunächst hatte er es nur mit Fällen einzelner Kulis zu tun, aber dann kam ein Problem auf ihn zu, das alle Kulis betraf. Der Landtag von Natal verabschiedete ein Gesetz, das jedem Kuli, der seine Vertragszeit abgeleistet hatte und als freier Arbeiter in Natal bleiben wollte, eine Kopfsteuer von 25 Pfund auferlegte. Das war für einen armen Kuli eine horrende Summe, die er niemals aufbringen konnte. Die Pflanzer, die weiterhin Vertragskulis einführen wollten, gaben dem Druck der europäischen Mehrheit nach, die das Anwachsen der indischen Bevölkerung durch das Verbleiben freier Arbeiter verhindern wollte. Der von Gandhi gegründete Natal Indian Congress nahm sich der Sache an und bewirkte, dass die Kopfsteuer von 25 auf 3 Pfund ermäßigt wurde. Das war immer noch viel Geld, aber auf alle Fälle wurde so die Ausweisung aller freien Tamil-Arbeiter abgewendet, die die höhere Summe unweigerlich zur Folge gehabt hätte.

Gandhi war nun so engagiert in Südafrika, dass er daran denken musste, endlich seine Familie nachzuholen, die in den vergangenen Jahren wenig von ihm gesehen hatte. Seine Frau und die beiden Söhne Harilal und Manilal sowie ein Neffe sollten ihn nach Südafrika begleiten. Dazu fuhr er 1896 nach Indien. Während seines Aufenthalts dort veröffentlichte er das nach der Farbe seines Umschlags so genannte «Grüne Pamphlet», einen Bericht zur Lage der indischen Minderheit in Südafrika, der allgemeines Aufsehen erregte und auszugsweise von den Tageszeitungen nachgedruckt wurde. Dies war Gandhis Debüt auf dem Gebiet des politischen Journalismus – und es hätte ihm fast das Leben gekostet. Bei der Rückkehr wurde er in Durban beinahe von der aufgebrachten weißen Bevölkerung gelyncht. Ein Metzgermeister führte den Mob an, und Gandhi wurde nur durch den mutigen Zugriff der örtlichen Polizei gerettet. In London wurde sogar der Kolonialminister Joseph Chamberlain auf diesen Fall aufmerksam und forderte die Regierung von Natal auf, die Schuldigen zu bestrafen. Doch Gandhi, der wohl wusste,

wer ihm nach dem Leben getrachtet hatte, weigerte sich, Namen zu nennen und Anzeige zu erstatten. Er sagte, die politische Lage insgesamt sei an seiner Verfolgung schuld gewesen. Seine Verfolger respektierten ihn für diese Haltung, und er konnte seine Tätigkeit noch erfolgreicher fortsetzen.

Der Einsatz für die indische Minderheit wurde freilich immer schwieriger, weil die Zahl der diskriminierenden Gesetze immer größer wurde. So wurde zum Beispiel eine Lizenzpflicht für Händler eingeführt, die die indischen Kaufleute von den Launen eines weißen Beamten abhängig machte, der ihre Lizenzen nach Belieben verlängern oder widerrufen konnte. Dennoch glaubte Gandhi weiterhin an die grundsätzliche Gerechtigkeit im britischen Weltreich, und als die Briten dieses Reich im Burenkrieg verteidigten, stellte sich Gandhi auf ihre Seite und organisierte eine indische Sanitärtruppe. Nach dem britischen Sieg sollten ihn die neuen Machthaber jedoch gründlich enttäuschen. Sie erwiesen sich als ebenso rassistisch wie die Buren. Diese hatten zwar viele diskriminierende Gesetze erlassen, hatten sie aber oft recht nachlässig gehandhabt, die Briten wandten sie nun mit aller Strenge an.

Zu dieser Zeit besuchte Gandhi wieder einmal Indien und nahm 1902 an der Sitzung des Nationalkongresses in Kolkata (Kalkutta) teil. Nach seiner Gründung im Jahre 1885 war diese nationale Sammlungsbewegung zunächst recht erfolgreich gewesen. Doch nach der britisch-indischen Verfassungsreform von 1892, die den Indern mehr Sitze im Legislativrat des Vizekönigs einbrachte, war es still um den Nationalkongress geworden. Auch die übliche Jahressitzung von 1902 bot wenig, was Gandhi hätte beeindruckend machen können. Aber er konnte seine Kontakte zu Gopal Krishna Gokhale erneuern, der der führende liberale Nationalist Indiens war. Er hatte bereits 1896 längere Gespräche mit ihm geführt. Gandhi achtete Gokhale und wäre sicher sein Gefolgsmann geworden, wenn er in Indien geblieben wäre. Er hatte sogar vor, sich in Mumbai als Rechtsanwalt niederzulassen, doch da erreichte ihn die Bitte der indischen Minderheit in Südafrika, sie beim bevorstehenden Besuch des britischen Kolonialministers Chamberlain zu vertreten. Gandhi

reiste rasch nach Südafrika zurück und verfasste in Durban eine Petition, die dem Minister überreicht werden sollte. Er wollte darauf auch in Johannesburg, der Hauptstadt des Transvaal, eine Petition vorlegen, doch die Beamten dort ließen das nicht zu. Die Petitionen erwiesen sich letztlich ohnehin als nutzlos. Aber die Weigerung hatte Konsequenzen. Gandhi beschloss, seine Praxis nach Johannesburg zu verlegen, um den Beamten dort Paroli zu bieten.

Johannesburg war ein fremdes Pflaster für Gandhi. Es war eine Bergarbeiterstadt, und die Lage der indischen Minderheit war dort noch schlechter als anderswo in Südafrika. Die meisten Inder lebten in einem miserablen Ghetto. Als dieses von einer Pestepidemie befallen wurde, pflegte Gandhi die Opfer und organisierte mit Hilfe der Stadtverwaltung die Maßnahmen zur medizinischen Versorgung der Betroffenen. Von Johannesburg aus hielt Gandhi aber auch weiterhin Kontakt mit Durban, wo er 1903 die Zeitung *Indian Opinion* und 1904 die Phoenix Farm gegründet hatte. Die Farm war ein Experiment im Sinne John Ruskins, dessen Buch *Unto this last* («Auch diesem Letzten») Gandhi 1904 mit großer Begeisterung gelesen und später auch ins Gujarati übersetzt und unter dem Titel *Sarvodaya* in *Indian Opinion* veröffentlicht hatte. Auf der Farm sollten sich alle mit ihrer Hände Arbeit ernähren, auch *Indian Opinion* wurde dort redigiert und gedruckt. *Unto this last* ist ein Zitat aus der biblischen Geschichte über die Arbeiter im Weinberg, bei der auch der zuletzt gekommene Arbeiter den gleichen Lohn erhält wie die anderen. Für die Gujarati-Leser war diese Anspielung nicht leicht einzuordnen, dafür verstanden sie sofort, was mit *sarvodaya* (der gemeinsame Aufstieg aller Menschen) gemeint war.

Im Jahre 1906 wurde Gandhis Leben durch einige schwerwiegende Entscheidungen von Grund auf geändert. Im Zulu-land hatte ein Mann mit seinem Speer einen weißen Steuereintreiber getötet. Damit begann der Zulu-Aufstand, der von den Weißen blutig niedergeschlagen wurde. Sie hatten eine Miliz aufgestellt, deren Hauptmann ausgerechnet der Metzgermeister war, der Gandhi einst beinahe gelyncht hatte. Wie schon wäh-

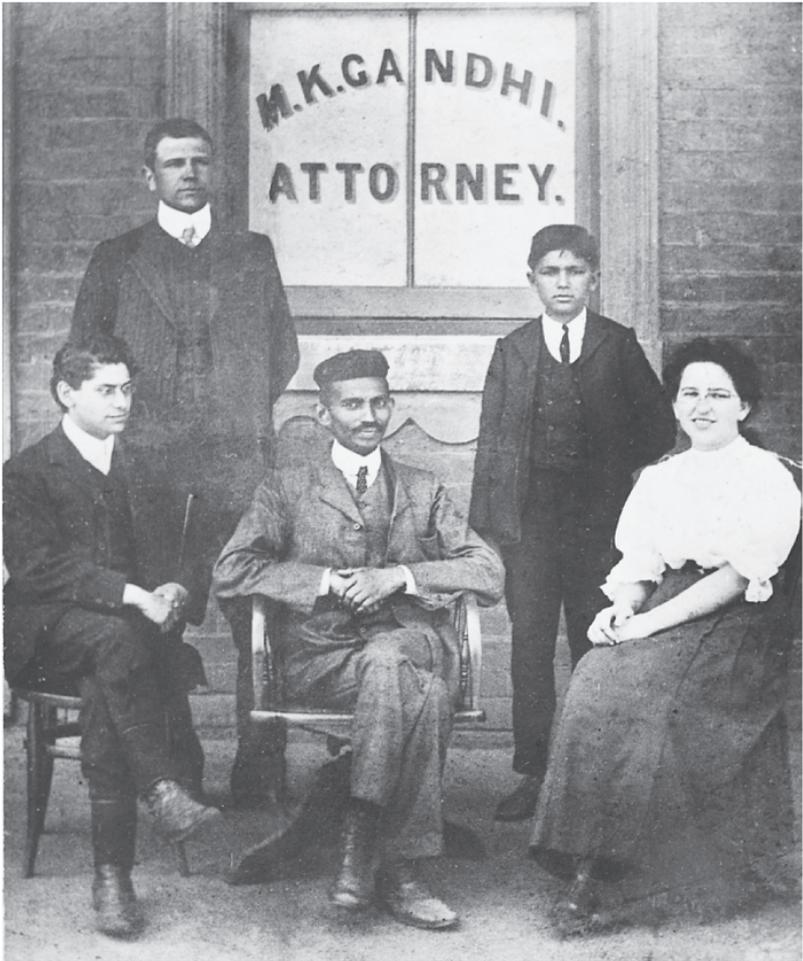


Abb. 1: Gandhi umgeben von Mitarbeitern seines Anwaltsbüros in Johannesburg, 1902. Gandhi war der erste farbige Anwalt Südafrikas, der bei Gericht zugelassen war.

rend des Burenkriegs organisierte Gandhi auch diesmal eine indische Sanitärertruppe. Er wurde aus nächster Nähe Zeuge des blutigen Abschlachtens der Zulus, die mit ihren Speeren nicht gegen die Gewehre der Weißen ankamen. Gandhi hatte das Gefühl, dass er auf der falschen Seite stand und tröstete sich nur damit, dass er als Sanitärer verwundete Weiße und Schwarze gleichermaßen versorgte. Während der Nächte auf dem Schlachtfeld dachte Gandhi über sein Leben nach und kam zu dem Entschluss, seinen bürgerlichen Beruf aufzugeben und sich ganz der politischen und sozialen Arbeit zu widmen. Auch beschloss er, ein Keuschheitsgelübde abzulegen.

Erik Erikson hat versucht, so wie er es in seiner berühmten Studie über den jungen Luther getan hatte, auch in Gandhis Leben eine Identitätskrise zu orten. In dem Buch *Gandhi's Truth* («Gandhis Wahrheit») hat er den Textilarbeiterstreik in Ahmedabad im Jahre 1918 in diesem Sinne gedeutet. Doch wenn sich eine zentrale Identitätskrise in Gandhis Leben bestimmen lässt, so ist es seine Krise im Jahr 1906. Das Keuschheitsgelübde, das Gandhi bis zum Ende seines Lebens einhielt, spielte dabei eine besondere Rolle. Im Sinne dessen, was zuvor über die metaphysischen Folgen des physischen Verhaltens gesagt wurde, erwartete Gandhi auch von der sexuellen Enthaltensamkeit Wirkungen, die dem modernen Leser absurd erscheinen mögen. In einem Gespräch mit einem indischen Nationalisten sagte Gandhi später einmal, dass er vom Einhalten des Keuschheitsgelübdes erwartet habe, dass die sexuelle Energie sich in spirituelle Energie umsetzt, nur habe er dieses Stadium äußerster Perfektion wohl nie erreicht, denn sonst hätte er allein durch den Gedanken an etwas dessen unmittelbare Verwirklichung in der materiellen Welt hervorrufen können. Dieser Glaube macht auch verständlich, warum Gandhi es sich geradezu als persönliche Schuld anrechnete, wenn er die Gewalttaten anderer nicht verhindern konnte. Ohne Zweifel hatte die Brutalität, die er während des Zulu-Aufstands unmittelbar erlebte, ihn dazu gebracht, alles zu versuchen, um solcher Gewalt Einhalt zu gebieten. Dass sein Gelübde ihn dazu doch nicht ermächtigte, blieb für ihn stets eine unbewältigte Herausforderung.

Gandhis Frau Kasturba musste sich mit seinem Entschluss abfinden. Sie teilte weiterhin sein Leben als treue Ehefrau und Mutter seiner vier Söhne. Später folgte sie ihm auch ins Gefängnis, wo sie 1944 von ihm umsorgt und gepflegt starb.

Bald nach der radikalen Umstellung seines Lebens wurde Gandhi mit einer neuen Regierungsmaßnahme konfrontiert, die dazu führte, dass er eine neue Form des passiven Widerstands konzipierte, die er bald darauf *satyagraha* (Festhalten an der Wahrheit) nannte. Die Bezeichnung «passiver Widerstand» erschien ihm unzureichend, weil seine Art des Widerstands zwar gewaltfrei, aber durchaus nicht passiv war. Es ging schließlich um den Bruch als ungerecht empfundener Gesetze, bei dem sich die Gesetzesbrecher bewusst den Strafaktionen der Obrigkeit aussetzten.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de